



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Katholicismus und Ultramontanismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Entwurf soll nun noch jenem verstärkten ständischen Ausschuss zur Prüfung vorgelegt worden, der schon im letzten Sommer Proben seiner Befähigung gab. Was können wir von ihm erwarten, da eben er es war, der um die Wiedereinsetzung der alten Stände bat?

Es lohnte sich wol kaum der Mühe, von allem dem zu reden, wenn man diesen Rathschlägen nicht den Schein gäbe, als gingen sie vom Volke aus, wenn sie nicht auf das Ziel wiesen, wohin man steuert, wenn diese Commissionen in jedem Kronland nicht die Vorläufer ebenso vieler Sonderstatute, die Träger jener reaktionären Elemente wären, welche die Stützen und Pfeiler des Systems sind, wenn alle die Maßnahmen nicht eben das gerade Gegentheil von dem bewirkten, was Oestreich noth thut, Einheit, Stärke und Macht. Das Salz ist bei uns dumm geworden, die Vaterlandsliebe lau, das Vertrauen schwach. Geschenke, die das Volk nicht wünscht, werden jene nicht ansachen, dieses nicht beleben. Es ist kein Bund zu schließen mit den Römlingen und ihren Genossen; sind sie nicht allein Herren im Lande, so drohen sie, ihren Willen „in blutigen Thaten“ auszusprechen *); als Feinde kann man sie im Zaume halten, als Freunde nehmen sie sich das Scepter. In Amerika schwärmen sie für die Freiheit, in Europa für die Knechtschaft, immerhin behält aber ihr Rath nur ihre Herrschaft und nie das Wohl des Volkes im Auge. Für Oestreich gibt es nur ein Mittel, um glücklich im Innern und deshalb stark nach außen zu werden, ein Geschenk, um seine Wiedergeburt zu bewirken, und das will ganz, nicht halb gewährt, muthig gespendet, nicht Deut um Deut abgerungen sein — die Freiheit.

Katholicismus und Ultramontanismus.

La Papauté et l'Empire, par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. Bruxelles, Schneé. —

Dieses geistvolle Werk, das den 6. Bd. der Histoire du droit des gens et des relations internationales bildet, gibt uns willkommene Gelegenheit,

*) „Die katholischen Blätter aus Tirol“ warfen jüngst die Frage auf: „Ob die Regierung die Anfassigmachung der Protestanten in Tirol wünschen kann,“ und erinnerten an die Erhebung gegen das bairische Regiment, einen Kampf „auf Leben und Tod,“ als dieses ihren Glauben, ihre Religion, ihre Priester und Kirchen, ihre religiösen Uebungen angriff. Nur mit Gewalt werde man den Tiroler zum Gehorsam zwingen können, wenn die Protestanten zum Besitze in Tirol zugelassen werden.

einen Unterschied ins Auge zu fassen, der in den Partekämpfen des Tages bald von größter Wichtigkeit sein wird.

Seitdem Kaiser Napoleon dem Papst den Handschuh hingeworfen, regt sich in sämtlichen Ländern die ultramontane Partei, und richtet angeblich im Namen sämtlicher katholischer Staatsbürger des Landes auch an den protestantischen Staat die Forderung, er solle um der Gewissensfreiheit willen, welche er jenen schuldet, jede Verkleinerung des Kirchenstaats hintertreiben, weil durch dieselbe das Gewissen aller Katholiken verletzt werde. Es ist von hoher Wichtigkeit, diesem Vorgehen von vornherein entgegenzutreten und jener Partei nachzuweisen, daß sie sich irrt, daß sie keineswegs das Recht hat, als Vertreterin der Katholiken aufzutreten, daß zwischen Katholiken und Protestanten vollkommener Friede herrscht, und daß der Ultramontanismus es mit einem Gegner zu thun hat, der außerhalb aller religiösen Beziehungen steht, mit dem Nationalitätsprincip.

Zwischen Katholiken und Protestanten herrscht vollkommener Friede. Der dreifache Gegensatz, der zwischen den beiden Confessionen besteht, in den Dogmen, in den Cultusformen und in den sittlichen Einrichtungen, hat in der Hauptsache nur noch eine historische Bedeutung. Auf den Gegensatz der Dogmatik wird nur noch von denjenigen Gewicht gelegt, welche die Religion zu Zwecken der Herrschaft mißbrauchen möchten; an den Unterschied der Cultusformen hat man sich so gewöhnt, daß sie bei der entgegengesetzten Partei nicht mehr Abscheu, sondern sogar ein gewisses romantisches Interesse erregen. Bedenklicher ist es freilich mit den sittlichen Einrichtungen. Das Cölibat der Priester und das Mönchtum lassen sich schwer mit den Grundsätzen einer verständigen Staatswirthschaft vereinbaren; aber auch hier hat bereits die Vergangenheit gezeigt, daß innerhalb des Katholicismus selbst sehr viel geschehen kann, um zwischen den kirchlichen Traditionen und den Bedürfnissen der Gegenwart eine Ausgleichung stattfinden zu lassen. Innerhalb der katholischen Kirche selbst steht der Ultramontanismus den Wünschen und Interessen der Bevölkerung aufs schroffste gegenüber. Einer der wichtigsten Gründe der Unzufriedenheit in Oestreich, welche 1848 zum Ausbruch kam, war das den Ordensgeistlichen in die Hände gegebene Erziehungswesen, einer der wichtigsten Gründe der Unzufriedenheit, die jetzt herrscht, ist das Concordat. Die Katholiken haben viel mehr Veranlassung, den Ultramontanismus zu hassen und zu bekämpfen, als die Protestanten; denn den letztern thut er keinen unmittelbaren Schaden, die erstern werden durch ihn in ihren heiligsten Rechten beeinträchtigt.

Untersuchen wir den tiefsten Kern des Ultramontanismus, so finden wir, daß er mit dem Christenthum nicht das mindeste zu thun hat, sondern eine traurige Hinterlassenschaft des alten heidnischen Rom ist. Rom hatte durch

seine Heere, die Nationen der drei Welttheile unterjocht; als nun das alte Reich allmählig morsch wurde und die Völker sich politisch befreiten, gelang es der auf das römische Kaiserreich aufgebauten Kirche, die Rolle der Cäsaren fortzuspielen; nicht durch eigene Kraft, sondern durch ihren Bund mit den deutschen Fürsten, die sie mit der eiteln Würde eines römischen Kaisers lockte. Das Bündniß wurde für die Letztern selbst verderblich: was Carl der Große und Otto der Große aufgerichtet, führte zum Untergang ihrer Nachfolger, der Hohenstaufen. Als Hildebrand für die Kirche ein Princip gefunden hatte, und dasselbe mit der Kraft einer großen Seele durchführte, waren seine Gegner, die römischen Kaiser, die schwächeren; denn sie stützten sich auf kein Princip, ihr Anspruch, die Welt zu beherrschen, konnte nur durch rohe Gewalt ausgeführt werden. Mit diesem Anspruch beleidigten sie nicht nur die Völker, die außerhalb ihres Gebiets lagen und denen sie nichts als hohle Anmaßungen entgegensetzen konnten, sondern auch ihre eignen Völker. Die Italiener verbanden sich mit dem Papst, nicht aus kirchlichen Gründen, sondern weil der Papst ihre Nationalität schützte, und in Deutschland selbst gab es eine sehr starke welfische, d. h. nationale, Partei, die einmal sogar, in Heinrich dem Löwen, einen mächtigen Führer fand, der unter glücklicheren Umständen, vielleicht schon damals hätte durchführen können, was wir heute erstreben, die Losreißung Deutschlands vom römischen Reich. Heinrich der Löwe wurde gedemüthigt; aber kaum zwei Menschenalter nach seinem Fall stürzte auch das römische Reich zusammen, und die Anarchie bemächtigte sich Deutschlands; kaum zwei Menschenalter nach diesem Ereigniß verfiel auch die Kirche der Anarchie.

Diese Begebenheiten philosophisch zu beleuchten und in ihrem innern Zusammenhang darzustellen, ist die Aufgabe, die sich Professor Laurent gestellt hat; er stützt seine Arbeit zugleich auf ein sehr umfassendes und einsichtsvolles Quellenstudium und weiß so gut zu erzählen, daß dem Buch zahlreiche und aufmerksame Leser ebenso zu versprechen als zu wünschen sind.

Die sittliche Anarchie in der Kirche und im Kaiserreich dauerte fort bis zu der Periode der Reformation; in dieser Periode dienten alle Ideen nur als Deckmantel der gemeinsten Selbstsucht. Daß die Reformation nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine nationale Bewegung war, daß sich in ihr namentlich der deutsche Geist gegen den römischen empörte, ist schon vielfach bemerkt worden. Leider war damals unser Kaiser kein Deutscher, sondern ein Spanier, der sich rühmte, daß in seinem Reich die Sonne nicht untergehe und der daher unmöglich eine Bewegung begünstigen konnte, die dazu bestimmt schien, Deutschland eine selbstständige nationale Gestalt zu geben. Wenn es ihm nur sehr theilweise gelang, die Bewegung einzudämmen, so hatten seine Nachfolger, die Habsburger, einen größern Erfolg: mit Hilfe der spanischen Priester, der Je-

suiten, riß Ferdinand der Zweite wieder einen guten Theil Deutschlands vom deutschen Leben los und unterwarf ihn dem Römerthum.

Aber nach dem westphälischen Frieden hörte auch innerhalb der katholischen Kirche der alte Gegensatz gegen den Ultramontanismus keineswegs auf, er nahm nur eine andere Form an. Den realen Machtverhältnissen gemäß übernahm diesmal nicht Deutschland, sondern Frankreich die Führung; man sprach nicht mehr von Welfen und Waiblingen, sondern von Gallicanern und Romanisten. Aber die gallicanische Auffassung der Kirche war eine Erscheinung, die Frankreich nicht ausschließlich angehörte; überall macht sich das Nationalitätsprincip gegen die Oberherrschaft Roms geltend: zuerst von den Landesbischöfen verfochten, dann von den Königen selbst, welche die ausschließliche Gewalt im Staat erlangt hatten und nun im eignen Interesse das nationale Princip, ihren bisherigen Feind, begünstigten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt dieser Kampf, der im Bunde mit der Philosophie der Aufklärung sich hauptsächlich gegen die Träger des Ultramontanismus, gegen die Jesuiten richtet, und der endlich so viel Gewalt entwickelt, daß selbst der Papst gezwungen wird, den Orden fallen zu lassen, der seine Hauptstütze war. Und eine der wichtigsten Stellen in diesem Kampf nimmt der Erbe Karls des Fünften, Kaiser Joseph der Zweite, ein.

Hier beginnt nun eine sonderbare Wendung in den Gefühlen des Protestantismus. Bisher hatten die protestantischen Schriftsteller in Rom zwar nicht mehr wie die alten lutherischen Pastoren den Antichrist, aber den Hauptfeind aller freien und vernünftigen Entwicklung angefochten, und namentlich waren die Berliner in diesem Kampf mit einer Hestigkeit vorgegangen, die zuweilen etwas Komisches hatte. Jetzt zeigt sich plötzlich die Neigung, im Papstthum auch die positive, interessante Seite hervor zu kehren. Der erste in der Reihe dieser Schriftsteller ist Johannes Müller in den „Reisen der Päpste“ 1782. Was bei seiner Schrift für kleine endliche Motive mitspielten, ist hier nicht nöthig zu untersuchen; maßgebend war einmal die Furcht vor den Gefahren des weltlichen Despotismus, gegen welchen Müller in dem Papstthum einen mächtigen Verbündeten gefunden zu haben glaubte; sodann das Gefühl eines tiefen Kenners der Geschichte, daß die Aufklärung gegen die historische Erscheinung des Papstes ungerecht gewesen sei, daß sie in dem Eifer, seine Schattenseiten hervorzuheben, die großen Vorzüge dieser Institution für ihre Zeit entweder gar nicht bemerkt, oder die Augen gewaltsam davor geschlossen habe.*) Es wirkte also bei dieser veränderten historischen Auffassung, wenn man von den unreinen Motiven absieht, einerseits die Liebe zur Freiheit, andererseits die Gerechtigkeit mit, und wenn man

*) Aehnlich sucht eine neu erschienene Broschüre: Appel aux Catholiques, exposé des droits de la papauté (Bruxelles, Flatau) die Sache darzustellen.

nur in Anschlag bringt, daß bei jeder neuen Entdeckung der Gegensatz gegen die alte Auffassung auf die Spitze getrieben zu werden pflegt, so kann man jenes Buch als eine wesentliche Berichtigung und Bereicherung unserer Geschichtsstudien lobend erwähnen. Von demselben Gerechtigkeitsstriebe ging ursprünglich F. H. Jakobi aus, der in der Schrift: „Etwas das Lessing gesagt hat“ sich Müllers annahm und deswegen mit den Berlinern in einen leidenschaftlichen Federkrieg verwickelt wurde, in welchem zuletzt die beiden Parteien nicht mehr sagen konnten, worüber sie eigentlich stritten. Leider hatten weder Müller noch Jakobi Haltung genug, der Consequenzmacherei Widerstand zu leisten, in die ihre Gegner selbst sie verwickelten: Müller dachte einen Augenblick ernsthaft daran, in päpstliche Dienste zu treten, und Jakobi verband sich aus Abneigung gegen die Berliner, deren Jesuitenrieckerei ihm ästhetisch und moralisch zuwider war, mit allen möglichen Mystikern und Geisterbannern, so daß selbst Stolbergs Uebertritt ihm die Augen nicht völlig öffnete. Eine bessere Haltung bewährte ein anderer Historiker.

Gleichzeitig mit den „Reisen der Päpste“ (1782) erschien Spittlers Kirchengeschichte. Sie schließt in Bezug auf den Sturz der Jesuiten und die Josephinischen Reformen mit der Aussicht auf eine Zeit, „wo die katholische Kirche endlich aufhören werde eine römische zu sein, wo Staat und Kirche sich ganz in einander fügen, das Volk die ihm von der Klerisei entzogenen Rechte zurückerhalten, diese selbst ihren Consociationsgeist aufgeben und ein friedliches Zusammenwohnen des katholischen Laien mit dem Protestanten möglich machen werde.“ Auch Spittler hatte, wie Müller, wohl bemerkt, daß die Aufklärung in ihrem Urtheil über das Mittelalter einseitig zu Werke gehe, er hatte schon 1776 darüber eine Abhandlung veröffentlicht, in Bezug auf welche er 25. Dec. 1776 an Meusel schrieb; „Ich habe gar nicht beweisen wollen, daß an dem Clerus des mittlern Zeitalters gar nichts als Gutes gewesen sei. Ich kenne die Schurken zu wohl! Aber die Frage war: hat dieses Otternegezücht gar nichts genützt? und wenns genützt hat, was hat es genützt? So ist auch die Frage nicht, ob wir uns wieder den Clerus des mittlern Zeitalters wünschen sollen, weil er genützt hat. Das wäre ebenso, als ob man sich den Informator, der uns das ABC lehrte, zurückwünschen wollte, weil er gut ABC lehren konnte. Es ist bei den uneingeschränkten Declamationen gegen den Clerus viel Verwechslung unserer Zeiten mit jenen; und für unsere Zeiten ist freilich der ganze Unwille gegen den Clerus vollkommen gerecht, so wie der Unwille über die Kindesmagd vollkommen gerecht ist, wenn sie den Jüngling, den Mann ebenso behandelt wie das Kind. Jenes mittlere Zeitalter aber war die Zeit der Kindheit und der Bubenstreiche; folglich mußte auch in jenem Zeitalter das Menschengeschlecht eine entsprechende Erziehung genießen.“

Dies ist, so deutsch als möglich ausgesprochen, das richtige Sachverhältniß, das jene eifrigen Männer in der Hitze des Gefechts ganz übersahen, obgleich sie bei ruhiger Ueberlegung eben so dachten. Wenn Müller und Jakobi im Interesse der politischen Freiheit und der historischen Gerechtigkeit sich des Papstthums annahmen, so fanden sie bald Verbündete, die von einem ganz andern Standpunkt aus ihnen Vorschub leisteten. Es waren die Romantiker, die, ursprünglich eher revolutionär als conservativ gesinnt, im Interesse der Künste sich der katholischen Kirche zuneigten, weil diese nach ihrer Ansicht der Malerei und der Architektur, der Musik und selbst der Poesie eine bessere Gelegenheit geben sollte, ihre Kräfte zur Geltung zu bringen. Wie sehr sich diese Ansichten innerhalb einer strebsamen aber unklaren Jugend verbreiteten, und wie oft man ähnliche Behauptungen noch heute wiederholen hört, obgleich man den Beweis immer schuldig bleibt, ist bekannt genug. Indessen war hier doch immer nur von Neigungen und individuellen Stimmungen die Rede, und die Argumente der Romantiker konnten nur denjenigen irre führen, in dessen eigenem Gemüth sich ein verwandtes Interesse regte. Eine viel wunderlichere Erscheinung war die namentlich von der Heidelberger Schule aufgestellte Doctrin, der Katholicismus in seiner extremsten Form, d. h. der Ultramontanismus, sei wesentlich nothwendig, um das Christenthum in seiner Totalität zur Erscheinung zu bringen. Diese Männer dachten gar nicht daran, selber katholisch zu werden, sie forderten vielmehr ihre Glaubensgenossen auf, in der Consequenz des protestantischen Princips möglichst streng zu sein; dagegen gaben sie zu verstehen, es sei von den Katholiken schicklich, auf ihrer Seite so weit zu gehen als irgend möglich, um das Gleichgewicht herzustellen. Es sind in Deutschland viel wunderliche Dinge geschehen, aber diese Auffassung von der „Polarität des Christenthums“ ist wohl kaum überboten worden.

Handgreiflicher wurde die Sache, als die politische Reaction sich der religiösen Frage bemächtigte. Müller hatte in der katholischen Kirche einen Verbündeten gegen den militärischen Despotismus gesucht; sein Schüler Haller begrüßte in derselben einen willkommenen Verbündeten gegen die Revolution und den Liberalismus. Es ist nöthig daran zu erinnern, daß Haller diese Ansichten, die freilich erst in der Restaurationszeit populär wurden, bereits 1808 im vollständigen Zusammenhang darstellte, und daß damals sein Buch von Johannes v. Müller sehr gelobt wurde trotz einzelner Ausstellungen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man dem Einfluß dieser protestantischen Apostaten — Stolberg, Schlegel, Haller, Adam Müller, Jarcke, Philippson u. s. w. — die Zahl ist ziemlich groß — zum großen Theil den Fortschritt beimißt, den der Ultramontanismus innerhalb der katholischen Kirche gemacht hat. Die materielle Basis war freilich immer vorhanden, aber die Vertreter der alleinseligmachenden Kirche hatten zum großen Theil ihr Selbstgefühl und

die Fähigkeit, andere zu überzeugen, verloren; in beiden Beziehungen sind sie bei den Protestanten in die Schule gegangen. Es ist also keineswegs unwichtig, daß auch wir Protestanten uns über die wahre Stellung der Kirche so ins Klare setzen, daß keine Irrung darüber mehr möglich ist.

Der Ultramontanismus tritt zwar auch jetzt nicht selten als Anwalt der Freiheit auf; er hat diese Rolle in Preußen bei Gelegenheit der Cölner Wirren gespielt, er hat sie unter dem vorigen Ministerium in den Kammern wiederholt. In der That ist es ihm auch ganz ernst mit der Forderung, die Kirche solle frei sein, d. h. unabhängig vom Staat; darunter versteht er aber nichts anderes, als daß die Geistlichkeit die Macht haben soll, die katholische Bevölkerung auf das Unbedingteste zu beherrschen. Sein Hauptstreben ist freilich dahin gerichtet, auch den Staat in seine Gewalt zu bekommen, ihn gesetzlich zu zwingen, alle Beschlüsse der Kirche wirklich auszuführen; wo das aber nicht angeht (und in einem protestantischen Staat wird es doch nur immer theilweise durchgeführt werden können), verlangt er wenigstens die ausschließliche Autonomie in kirchlichen Angelegenheiten ohne alle Beaufsichtigung des Staats, wobei er den stillen Vorbehalt macht, allmählig alle wirklichen Angelegenheiten des Lebens in das kirchliche Gebiet zu übertragen. Das geistige Princip, das er ausschließlich anerkennt, ist die Theokratie; der Staat als solcher ist ihm nur ein Nothbehelf, und er wendet alle Mittel an, um seine Gläubigen so gleichgiltig als möglich dafür zu stimmen. Wenn der Staat ihm dient, so läßt er ihm seinen Schutz angedeihen; jeder Versuch des Staats, unabhängig zu sein, oder gar in das Gebiet der Kirche selbst überzugreifen, wird sofort dadurch erwidert, daß man die Bande lockert, die den Katholiken an den Staat binden. Was die Regierungsform betrifft, so hat der Ultramontanismus zwar eine stille Vorliebe für die Despotie, weil sie seiner eignen Verfassung am verwandtesten ist; doch weiß er sehr wohl, daß ihm auch die Despotie zuweilen unbequem werden kann, und ist daher jeden Augenblick bereit, mit den Republikanern und Demokraten sich einzulassen, sobald sie für den Augenblick seinen Zwecken dienen. Wohlverstanden, mit derjenigen Art Demokraten, die im vollen Ernst auf die Herrschaft der Massen ausgeht, weil er sehr wohl weiß, daß er, was den Einfluß auf die Masse betrifft, diese Art von Concurrenz nicht zu scheuen hat; dagegen ist diejenige Nuance der Demokraten, die nichts anderes sagt als Liberalismus, der es nicht auf die Herrschaft der Masse, sondern auf den geistigen Fortschritt des Volks ankommt, derjenige Feind, mit dem man jenseits der Berge keinen Waffenstillstand eingeht. Diese Feindschaft besteht jetzt in verdoppelter Stärke, seitdem der Liberalismus das Nationalitätsprincip in den Vordergrund stellt. Denn das Interesse der ultramontanen Partei liegt gerade darin, alles geistige Leben der Nation zu ersticken, alle Individualität zu Gunsten einer Abstraction aufzugeben, die in

letzter Instanz Wiederherstellung des römischen Weltreichs ist. Wo die Nationen ein eignes Leben haben und dieses Lebens sich bewußt sind, verliert der Ultramontanismus alle Macht.

Wenden wir diese Betrachtungen auf die politische Frage an, die uns hier zunächst vorliegt, so finden wir, daß zwei katholische Mächte, ohne dem Princip ihrer Confession das mindeste zu vergeben, den Versuch machen, an die Stelle des ultramontanen Principis das gallicanische, d. h. das nationale, zu setzen. Dieses Streben muß unsere ganze Sympathie haben; denn wird es glücklich durchgeführt, so kann die Rückwirkung auf unsere eigenen Zustände, auf die Trennung des Romanismus vom Katholicismus, nicht ausbleiben. Oestreich hätte jetzt wieder eine sehr günstige Gelegenheit, seine eigne Stelle zu befestigen, wenn es rasch entschlossen alle ultramontanen Beziehungen abwürfe und im Sinne Joseph des Zweiten das kirchliche mit dem bürgerlichen Leben zu versöhnen trachtete; es wird diese Gelegenheit nicht benutzen, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als in Gemeinschaft mit dem glaubensverwandten und auch sittlich und national uns nahe stehenden England, was in unsern Kräften steht, anzuwenden, daß jene Wiedergeburt der katholischen Nationen ohne Störung vor sich gehe. Daß die Abtretung der Romagna der katholischen Confession keinen Schaden thun wird, ist eben so klar, als daß sie den ersten Nagel hergibt zum Sarge des Ultramontanismus. † †

Feldmarschall Fürst von Ligne.

Oeuvres du Prince de Ligne, précédées d'une introduction par A. Lacroix.
4. Bd. Bruxelles, Schnée.

Man hat über den Einfluß der französischen Literatur auf die deutsche vielfache Untersuchungen angestellt; man hat namentlich die Nachtheile desselben hervorgehoben, und ein guter Theil unserer Literaturgeschichte sieht fast wie eine Aufsehnung gegen die Uebermacht der Franzosen aus. Ueber den vollständigen Umfang dieses Einflusses ist man doch noch nicht recht ins Klare gekommen.

In der Regel hat man nämlich nur zwei Phasen dieser Beziehung im Auge.

Die erste war diejenige, wo das „classische Theater“ der Franzosen für